

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 28/2014

Editorial	S. 2
Zuerst hatten wir kein Glück und dann kam auch noch Pech dazu	S. 3
Skopje will europäische Kulturlosigkeitshauptstadt werden (Thomas Glatz)	S. 4
Neulich beim Orkzahnarzt	S. 10
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 13
Cpt. Kirk &, Teil 1	S. 13
Kommunikationsversuche XV (Thomas Glatz)	S. 14
Auf dem Jahrmarkt (Gerhard Lassen)	S. 15
Gut gelaunte Anarchisten	S. 21
Aus dem Plattenarchiv	S. 22

Editorial

Ein mediales Großereignis beeinträchtigt erneut den Lebensvollzug anständiger Bürger – wozu sich selbstverständlich auch der Herausgeber zählt. Die diesjährige Fußball-Weltmeisterschaft ist fast zu Ende und verstopft Fernsehkanäle und Smalltalkformate. Nationalflaggen werden entrollt und Erlebnisparcs für die Infizierten aufgebaut. Gebrüllt und gejubelt aber darf fast überall werden. Eine Fernsehgeneration wird im Vorfeld ausgetauscht und eine Hopfenernte währenddessen weggetrunken. Was tun um dem zu entkommen? Die aktuelle Friktionen-Ausgabe ist in dieser Hinsicht nur partiell hilfreich, denn zumindest ein Artikel geht der Frage nach, was es mit dem Sport an sich so auf sich hat. Glücklicherweise halten sich wenigstens die anderen Autoren dieser Ausgabe von diesem Thema fern. Thomas Glatz wirft einen Blick auf das bizarre und etwas geschmacksarme Nationbuilding, das in Mazedonien betrieben wird, während Gerhard Lassen deutlich macht, dass der Mineralienverkauf auf Jahrmärkten einen durchaus ins Grübeln bringen kann.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Juni 2014

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Schwanthalerstr. 94
80336 München

Zuerst hatten wir kein Glück und dann kam auch noch Pech dazu

„Die Kultur, die der Fußball hervorbringt, besteht in exotischer Grausamkeit und Verschlagenheit.“¹

Der amerikanische Soziologe und Ökonom Thorstein Veblen war offensichtlich kein Fan des Fußballs, einer Sportart, die zu seiner Zeit (also 1899) noch vornehmlich im universitären Umfeld verbreitet war. Für ihn war Sport jeder Art demonstrative Zeitverschwendung, der der Oberklasse Distinktionsgewinne durch seine unproduktive Sinnlosigkeit verschaffte. Es galt ihm als ein Phänomen, das überkommene Bedürfnisstrukturen befriedigt und jeder Art von modernem Rationalismus abhold ist. Sport ist demnach [...] Ausdruck einer zum Stillstand gekommenen geistigen und moralischen Entwicklung.²

Tatsächlich ist es dem Sport – insbesondere mit seinem Flaggschiff Fußball – ganz gut gelungen sich in die moderne und vermeintlich rationalistische Welt zu integrieren. Den Sozialraum der Upper Class verließ er ganz schnell. Entlang der Linien des Britischen Empires fand er schon Ende des 19. Jahrhunderts Verbreitung und war schon damals nicht nur von der Oberklasse getragen. Die strukturellen Setzungen der Industrialisierung fanden mit der räumlichen und sozialen Verbreitung sportlicher Betätigung zunehmend Eingang in die Modi der Ausübungspraxis: Standardisierung und bürokratische Organisation. Es kam zu einer Vereinheitlichung und Kodifizierung von Regeln durch national orientierte Verbände, die über zentralisierte Definitionsmacht des Spiels beziehungsweise der jeweiligen Sportart verfügten. Die Integration in Weltverbände führte beim Fußball zur Gründung der FIFA (Fédération Internationale de Football Association), die heute festlegt was ‚Fußball‘ ist und mit der entsprechenden Weltmeisterschaft der Nationalmannschaften eines der größten Sportereignisse der Welt ausrichtet.³

Dabei ist die ‚exotische Grausamkeit und Verschlagenheit‘ Veblens nur eine der möglichen Perspektiven auf das Phänomen ‚Sport‘ bzw. ‚Fußball‘. Entgegen der durchaus erfrischenden Einschätzung, die er noch Ende des 19. Jahrhunderts dem Phänomen entgegen brachte, lassen sich hier nämlich Disziplinierungseffekte aufzeigen, die der Durchsetzung einer produzierenden Industriegesellschaft durchaus dienlich sind. Sport kann auch als eine Machttechnik gelesen werden, die im Sinne Foucaults gegenüber dem Körper ausgeübt wird.⁴ Das Spiel, der Wettbewerb fordert jeweils spezifische biomechanische Bewegungsabläufe, die durch ständige Übung gleichsam in den Körper eingelesen werden. Die Leistung entsteht durch körperliche Kraftaufwendung aber eben auch durch optimierte Bewegungsabläufe, durch das, was der jeweilige Trainer ‚Technik‘ nennen würde. Das, was in

¹ Thorstein Veblen: Theorie der feinen Leute, München 1971 (1899), S. 193. Man muss fairerweise zugeben, dass aus der Übersetzungslage und dem Hintergrund des Autors nicht ohne weiteres hervorgeht, ob mit ‚Fußball‘ die Frühformen des heutigen kontinentalen Fußballs gemeint sind oder der amerikanische Football, der zum Entstehungszeitpunkt des Buches von Veblen noch vorwiegend an Colleges in den USA gespielt wurde und jedes Jahr eine veritable Anzahl an Todesopfern forderte.

² Thorstein Veblen: Theorie der feinen Leute, München 1971 (1899), S. 189.

³ Zumindest wenn man ‚Größe‘ an der Fähigkeit misst Aufmerksamkeit auf medialem Weg zu generieren.

⁴ Vgl. Michel Foucault – Überwachen und Strafen, Frankfurt am Main 1977.

diesem Zusammenhang als ‚Technik‘ begriffen wird, ist in Bewegungsabläufe gegossene Disziplinierung.

Wir sehen also beim Spitzensportler, der im Rahmen eines Wettbewerbs seinen Beruf ausübt, einer erfolgreichen Selbstdisziplinierung zu. Dabei ist damit weniger der Vorgang gemeint, in dem jemand im Training seinen inneren Schweinehund überwindet und wieder und wieder übt, um seine Ausdauer und Kraft zu steigern, sondern der Vorgang, in dem die Bewegungsanforderungen der jeweiligen Sportart immer weiter verinnerlicht wird.

Die Glorifizierung des Sports bzw. des Sportlers feiert also auch die perfektionierte Disziplinierung des Körpers. Der Rekord ist die körperliche Überschreitung dessen, was bis dahin als das Machbare empirisch festgestellt worden ist. Das Einstellen von Rekorden ist die fortwährende Selbstversicherung der unendlichen Gestaltbarkeit der eigenen Physis und der Natur – um den Preis der Unterwerfung unter die Anforderungen der Biomechanik. Der sportliche Wettbewerb feiert Leistung im Sinne der selbstdisziplinierenden Anpassung an die biotechnischen Anforderungen einer Sportart.

Ähnlich wie in der Entwicklung des Industriebetriebs spielt dabei die schon erwähnte kodifizierte Regelsetzung eine große Rolle und damit auch die Einsetzung einer Sanktions- und Regelentwicklungsinstanz. Der Sportler unterwirft sich den Regeln des Spiels bzw. der Sportart und den daraus abgeleiteten Verhaltensregeln. Gleichzeitig enthält die Suche nach der Perfektion auch einen Moment, der versucht Interpretationsgrenzen des Regelwerks auszudehnen um die nominelle Performance zu steigern.

Die medial vermittelte beobachtende Teilhabe an diesem Prozess ist – insbesondere beim Fußball – in weiten Teilen der Welt als Freizeitbeschäftigung recht beliebt und längst als eine der wenigen verbliebenen Gemeinschaftserlebnisse etabliert. Ein Grund mag darin liegen, dass dieses Spiel einen Umgang mit Problemstellungen bietet, das auf die ein oder andere Weise die meisten Menschen in der klassischen Industriegesellschaft berührt: interpretierende Unterwerfung unter Regeln, die habituelle Formung des eigenen Körpers unter einen (Produktions-)prozess und die lose Koppelung von Anstrengung und Erfolg, der – anders als im richtigen Leben – im Normalfall eindeutig kodifiziert ist, also 3:0 für den Fußball.

Skopje will europäische Kulturlosigkeitshauptstadt werden

Vor kurzem habe ich nach dem Begriff ‚postmuseal‘ gegoogelt. Es findet sich genau ein Eintrag, der das Phänomen umreißt. Die anderen Einträge haben mit Post-Museen zu tun, mit Briefträgeruniformen, Sondermarken, Zustellbezirken, Posthörnern usw.

Catherine David, Leiterin einer verflorenen ‚documenta‘ erklärte den von ihr verwendeten Begriff ‚postmuseal‘ einer Reporterin anlässlich einer von ihr verantworteten Kunstschau in den Vereinigten Arabischen Emiraten 2009 so:

„Darunter verstehe ich Orte, an denen es kein Museum für moderne Kunst mit einer kanonischen, orthodox modernistischen Sammlung wie der des MoMA in New York gibt. Orte, wo die Moderne zwar stattgefunden hat, aber nicht richtig archiviert wurde. Verstehen Sie mich nicht falsch, es gibt dort

*Museen, archäologische zum Beispiel oder für islamische Kunst – aber eben keine für moderne Kunst. Das meine ich nicht defizitär: Gerade das Postmuseale kann extrem produktiv sein.*⁵

Wie nennt man das dann, wenn eine Frau im ‚Moderna Museet‘ in Stockholm vor Warholsiebdrucken mit Tango-Tanzschritten diese nachahmt? Wie nennt man es, wenn eine Großmutter ins Kunstmuseum fährt, um vor einer barocken Madonna zu beten, die vormals in ihrer Dorfkirche stand? Oder: In der Abteilung mit den ausgestellten Buddhastatuen im Nationalmuseum von Myanmar ziehen die Schulklassen ihre Schuhe aus. Vor dem ‚Alloyed Standing Buddha Image of Pyu Period (B.C. 2.- A.D. 9. Century)‘ liegt ein Gebetskissen und die Museumsbesucher falten die Hände, wenn sie den Buddha betrachten. Die anderen Buddhastatuen schauen sie gelangweilt an wie die übrigen Museumsstücke auch. Ist das postmuseal? Oder vormuseal?



Wie nennt man es, wenn ein Land die Kulturleistung ‚Museum‘ schon überwunden hat und eine neue, Nationalmythen instrumentalisierende Ära des ‚Spaghetti-Baroque‘ ausgerufen hat? In meinen Augen wäre das auch ‚postmuseal‘. Das Museum ist immerhin eine bedeutende kulturelle Errungenschaft. Der Wuppertaler Ästhetikprofessor Bazon Brock bricht eine Lanze für die Museen:

„Mustafa Kemal Pascha, der Gründervater der modernen Türkei wird zum Beispielgeber für das Programm ‚Musealisierung als Strategie‘ der Zivilisierung erhoben. Denn am 24. November 1934 erließ Atatürk ein Dekret auf Grund dessen Kultur- und Religionskampf zwischen dem islamischen Südosten Europas und dem christlichen Westen eine neue, einzig zukunftsweisende Richtung gegeben wurde. Atatürk verordnete die Umwandlung der großen Moschee in Istanbul in ein Museum. Diese Moschee war von der Zeit ihres Erbauers Kaiser Justinian an bis 1453, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen, als Hagia Sophia der größte und bedeutendste Kultbau des orthodox-christlichen oströ-

⁵ Catherine David im Interview mit Elke Buhr auf <http://www.monopol-magazin.de/artikel/2010758/interpol-ich-kann-nichts-kreieren.html>.

mischen Reiches. Atatürk hatte die Vision, dass dieser grandiose Sakralbau weder als Triumphzeichen eines endgültigen Sieges des Islam über das Christentum noch als Mahnzeichen älterer christlicher Rechte missbraucht werden dürfe. Weder christlicher noch moslemischer Triumph, sondern zivilisatorischer; weder Glaubensfestung der einen noch der anderen religiösen Gewissheit, sondern Repräsentation der universalen Menschheit sollte dieser Kulturbau sein – so verfügte Atatürk und gab in der Tat damit das bis dato bedeutendste Beispiel für die denkbarste Beherrschung der Religions- und Kulturkriege, deren radikalste Vertreter heute mit ihren zerstörerischen Erzwingungsstrategien den Westen wie den Osten in Schrecken versetzen.

An dieser bisher kaum angemessen gewürdigten zivilisatorischen Großtat eines sich als Westler bekennenden Politikers, Staatsmanns und Militärs wollen wir uns [...] orientieren. Wenn wir Europa nicht in permanenten Kultur- und Religionskriegen und in anderen blutigen Auseinandersetzungen um seine zukünftige Überlebensfähigkeit sang- und klanglos in die weltgeschichtliche Bedeutungslosigkeit fallen lassen wollen, gibt es nur eine, eben die von Atatürk gewiesene Möglichkeit der Musealisierung, um Frieden zu halten. Als ‚living museum‘, als Freiluftmuseum der Welt könnte Europa der zukünftigen Menschheit zu Erforschungs- und Erkenntnisstätte werden, in der man lernte, dass Respekt und Anerkennung für die religionskulturelle Leistungen der jeweils anderen nirgends besser erfahren können als in den Museen. Sie sind neben den Universitäten und Technischen Hochschulen diejenigen Errungenschaften des Westens, die weltweite Geltung genießen und entsprechend übernommen wurden.⁶



⁶ Bazon Brock – Lustmarsch durch das Theoriegebäude – Musealisiert Euch! Du Mont Köln 2008 S. 34 ff.

Ich gestehe: Ich gehe gern in Museen. Ich habe schon unzählige besucht. Im mazedonischen Skopje waren wir letztes Jahr im ‚Museum des nationalen Kampfes (Museum of the Mazedonian Struggle for Sovereignty and Independence)‘. Man durfte das Museum nur geführt besichtigen. Ein Besuch auf eigene Faust war nicht gestattet. Das Gebäude war riesig. An den Wänden hingen Gemälde in einer Malereiauffassung wie sie im 18. Jahrhundert in der Piloty-Klasse oder bei Karl Schorn an der Münchner Kunstakademie gelehrt wurde. Die Gemälde waren zeitgenössisch und sind von weißrussischen und ukrainischen Malern, die das Genre der Schlachtenmalerei wieder oder noch beherrschen 2010 und 2011 als Auftragsarbeiten angefertigt worden und referierten historische Themen der Heldentaten und des vergeblichen Widerstands der Widerstandskämpfer und Partisanen während des 2. Weltkrieges. Die aus der Geschichte herausgehobenen Figuren erleichtern das Erinnern, bilden Mythen und liefern Projektionsflächen für Emotionen. Sie sollen identitätsstiftend auf die Nation wirken. Zwischen Hunderten von Gemälden standen zusätzlich noch Wachspuppen, als Partisanen kostümiert, die Szenen der mazedonischen Widerstandsbewegung nachstellten.



Fotos: Thomas Glatz

Die Ära Tito fehlte in diesem Museum völlig, die Zusammenarbeit der IMRO (Mazedonische Revolutionäre Aktion) mit den Nazis auch. Im Laufe der Führung wurde ich immer ungehaltener. Irgendwann habe ich die Führerin gebeten, doch bitte den Ausdruck ‚Museum‘ zu vermeiden. Die Partisanengeschichte würde benutzt um einen Nationalmythos zu instrumentalisieren. Es sei kein einziges historisches Ausstellungsstück zu sehen. Das sei in meinen Augen kein Museum. Ich weiß auch nicht genau, was da in mich gefahren war. Ich war sauer. Vielleicht hatte ich Bazon Brocks These ‚Musealisiert euch!‘ zu sehr verinnerlicht.

Gute zehn Minuten gelang es der sehr bemühten Führerin auch tatsächlich den Begriff ‚Museum‘ wegzulassen, der in ihrem Monolog in jedem dritten Satz vorkam. Dann verfiel sie allerdings wieder in ihren alten Trott. Schließlich waren wir nach einer Stunde froh, das für 13 Mio. Euro neu gebaute ‚Museum des nationalen Kampfes‘ endlich verlassen zu können.

Als wir wieder auf die Straße traten und von Alt-Skopje über die Vardarbrücke zurück zur Fußgängerzone gingen, fiel uns auf, dass die Innenstadtmöblierung von Skopje genauso – na verwenden wir den

Begriff doch einfach – ‚postmuseal‘ war wie die Bilder im ‚Museum des nationalen Kampfes‘. Überall waren oder wurden gerade heroische Statuen aufgestellt, die aussahen, als seien sie am Computer entworfen und dann maschinell in Marmor ausgeführt worden.

Das war Teil des Projekts ‚Skopje 2014‘. Zunächst dachte ich mir, na ja, vielleicht bauen die da so viel, weil Skopje 2014 Europäische Kulturhauptstadt werden soll. Mag ja sein. Moment mal! Mazedonien ist doch noch gar nicht in der EU!

Je mehr ich mich mit dem Projekt ‚Skopje 2014‘ beschäftigte, desto haarsträubender wurde es.⁷ ‚Skopje 2014‘ ist das Projekt der seit 2006 regierenden nationalistischen Partei VMRO-DPMNE unter Premierminister Nikola Gruevski. In der Hauptstadt des jungen Nationalstaats, der offiziell nur FYROM – ‚Former Yugoslavian Republic of Macedonia‘ heißen darf, in einem Land, das zu den ärmeren Ländern in Europa gehört, werden 17 Statuen aufgestellt und 15 Gebäude neu errichtet für eine Summe, die zwischen 80 und 500 Millionen Euro liegt. Alles in einem pseudo-barocken und pseudo-eklektizistischen Disney-Stil. Dabei wird an Bronze, Stuck und Marmor nicht gespart.



Foto: Thomas Glatz

⁷ Vgl. <http://derstandard.at/1343743619175/Ein-namenloser-Staat-im-nationalen-Taumel>, <http://www.voxeurop.eu/de/content/article/4093731-skopje-wird-geschichte-zurechtgebogen> und <http://www.youtube.com/watch?v=iybmt-iLysU&feature=kp>.



Foto: Thomas Glatz

Nun, die Namenlosstaatler haben es nicht leicht. Skopje wurde 1963 bei einem Erdbeben bis zu 80% zerstört. Es gibt kaum historische Gebäude. Mazedonien darf sich nicht Mazedonien nennen. Griechenland fürchtet Gebietsansprüche Mazedoniens an die angrenzende gleichnamige griechische Region.

„Bulgarien bestreitet die Existenz der mazedonischen Sprache und Nation; Serbien die autokephale mazedonische orthodoxe Kirche, die sich von der serbischen Kirche abgespalten hat; Albanien schließlich setzt Mazedonien über die albanische Minderheit unter Druck.“⁸

Auch die von den mazedonischen Nationalisten in Anspruch genommenen Heroen missfallen den Nachbarländern: die Statue König Samuels, von dem mazedonische Lokalhistoriker behaupten, er sei der Staatsgründer Mazedoniens, ist in den Augen der Bulgaren ein bulgarischer Herrscher. Griechenland empfindet die Aneignung von ‚Alexander dem Großen‘ als Vorfahren der Mazedonier unberechtigt. Deswegen wurde die neu aufgestellte Alexander-Der-Große-Statue einfach ‚Der Reiter‘ genannt. ‚Die spinnen, die FYROMER!‘ würde Obelix sagen. Aber den wiederum beanspruchen die Gallier für sich. Aber auch innermazedonisch spaltet die neonationale Innenstadtmöblierung.

„Viele Experten haben plötzlich argumentiert, dass Mazedonier ein Volk der Antike seien und nicht jugoslawisch oder slawisch. (...) Es heißt dann immer: Ich bin ein Mazedonier der Antike und du bist ein slawischer Mazedonier. Ich bin ein Patriot und du ein Verräter.“ Auch die in Mazedonien lebenden überwiegend muslimischen Albaner – mit einem Anteil von rund 25 Prozent an der Bevölkerung größte Minderheit im Land – fühlen sich von ‚Skopje 2014‘ vor den Kopf gestoßen.“⁹

⁸ Vgl. <http://derstandard.at/1343743619175/Ein-namenloser-Staat-im-nationalen-Taumel> Andrej Ivanji aus Skopje 2. August 2012.

⁹ Vgl. <http://derstandard.at/1343743619175/Ein-namenloser-Staat-im-nationalen-Taumel> Andrej Ivanji aus Skopje 2. August 2012, 05:30.

Wie souverän dagegen die Kosovo-Albaner. Die haben in ihrer jungen Hauptstadt Prishtina auch ein nationales Kunstwerk aufgestellt. Die übermannshohen Buchstaben ‚NEW BORN‘.



Thomas Glatz

Neulich beim Orkzahnarzt

Zahnarzt: ‚Ich rede gegen die Wand, wie bei jedem Check! Zähneputzen nicht vergessen! Sie kennen ihr Problem mit dem Schiefstand der Vorderzähne. Da bleiben Speisereste hängen und rohes Fleisch als Ernährungsgrundlage ist da keine Hilfe. Meine Vermutung: sie haben sich immer noch keine Zahnbürste gekauft, geschweige denn eine benutzt. Das wird ihre Kasse nicht goutieren.‘

Patient: ‚Grrrrr!‘

Zahnarzt: ‚Es ist ja nur zu Ihrem Besten! Es geht mir nicht um moralische Urteile. Wenn sie aber bis ins hohe Alter ein Gebiss wollen, das benutzbar ist, müssen sie sich mehr kümmern. Ich rede ja gar nicht von Zahnseide, sondern einfach von regelmäßigem Putzen. Es ist mir klar, dass in Ihrer Generation Gebisskorrekturen in der Jugend nicht unbedingt die Regel war, aber sie können immer noch etwas tun!‘

Patient: ‚Grrrrr!‘

- Arzt: ‚Ich kenne die Ausreden von Ihren Kollegen. Wir haben Stress! Der Hauptmann hat mir die Zahnbürste weggenommen! Wir müssen Minas Tirith erobern! Die Menschen machen gerade Stress und ähnliches! Als hätten wir nicht alle unseren Berufsalltag! Wir müssen so oder so eine professionelle Zahnreinigung durchführen, wie fast immer aber mit grobem Gerät. Ihr Zahnstein ist ja schon fast verwachsen mit dem Gebiss! 30 Jahre ist einfach kein Rhythmus für Kontrollbesuche beim Zahnarzt, aber bei Ihrem Arbeitgeber ...‘
- Patient: ‚Grrrrr!‘
- Arzt: ‚Trotz aller Versäumnisse haben sich ihre Zähne aber recht gut gehalten. Ich würde nur empfehlen den Fünfer oben rechts mit einer Füllung zu versehen. Ich nehme an von Zuzahlung halten sie nichts, wir verwenden also Standardmaterialien.‘
- Patient: ‚Grrrrr!‘
- Arzt: ‚Gut. Dann führt meine Assistentin jetzt erst die Zahnreinigung durch und dann widmen wir uns ihrem Fünfer. Ich möchte sie aber bitten am Empfang nicht immer mit ihrem verrosteten Schwert herumzufuchteln. Wir stempeln Ihr Bonusheft auch so nach! Ihre Kollegen haben das größtenteils verstanden und zeigen mehr Ruhe im Wartezimmer.‘
- Assistentin: ‚Gut. Mein Name ist Roberta Wiedefuchs und ich führe heute bei Ihnen die Zahnreinigung durch. Wir werden in einem ersten Schritt den Zahnstein in einem groben und dann einem feinen Arbeitsgang entfernen, dann nachpolieren. Die Versiegelung kommt erst nachdem der Herr Doktor die Füllung eingebracht hat. Sie benutzen Zahnseide?‘
- Patient: ‚Grrrrr!‘
- Assistentin: ‚Eher nicht, was ich so sehe. Ich kann die richtige und unaufwändige Nutzung gerne am Ende der Sitzung noch demonstrieren. Auch der Einsatz von Knochsplittern als Ersatz wird gelegentlich angefragt. Das kann ich mit einbeziehen.‘
- Patient: ‚Grrrrr!‘
- Assistentin: ‚Gut, verschieben wir das auf Später. Viele ihrer Kollegen können sich nicht auf Anhieb entscheiden und äußern sich mehr oder minder erst am Ende der Behandlung.‘
Die Assistentin des Zahnarztes beginnt mit grobem Gerät beachtliche Zahnsteinbrocken aus dem Gebiss des Orks zu lösen.
- Assistentin: ‚Mmmmh, das lohnt sich heute ja wieder einmal. Wir sagen immer: mit der Tagesausbeute an Zahnstein aus unserer Praxis könnte man einen zweiten Turm in Minas Morgul bauen!‘
- Patient: ‚Grrrrr!‘
- Assistentin: ‚Nicht ihr Humor? Na gut. Wir machen ja auch nur unseren Job. Ihre Zahnhygiene ist unsere Passion!‘
- Patient: ‚Grrrrr!‘
- Assistentin: ‚So, das Grobe haben wir geschafft. Jetzt kann ich mich dem Kleinkram widmen.‘
Die Assistentin des Zahnarztes beginnt mit kleinerem Gerät und Bohrern die hartnäckigen Reste von Zahnstein aus dem Gebiss zu lösen.

Assistentin: ‚Ha! Schon sehen wir erste Flecken, die anders als tiefbraun getönt sind an ihrem Gebiss. Es hat sich wahrlich gut gehalten. Da lohnt sich der Einsatz von Aufhellern. Ein gewinnendes und gepflegtes Lächeln erleichtert den Umgang miteinander ungemein. Ich weiß, ich weiß, in ihrem Job wird man mit freundlichem Auftreten nicht immer ernst genommen, aber wer weiß ... Immerhin haben sie den Weg zu uns gefunden.

Die Assistentin vollendet ihr Werk unter Einsatz von Aufhellern.

Assistentin: ‚So, die Versiegelung kommt nach der Füllung. Ich möchte sie trotzdem bitten in den kommenden vier Stunden keine stark färbenden Lebensmittel zu sich zu nehmen, insbesondere rohes Fleisch nur gut abgehangen!‘

Patient: ‚Grrrrr! Grrrrr!‘

Assistentin: ‚Ja, ich weiß, die Belehrung ist nicht immer angenehm und kommt einem auch ein bisschen altklug vor. Aber auch wir haben unsere Vorschriften und müssen diese Unterweisung gegenüber der Versicherung nachweisen. Herr Doktor? Der Patient wäre dann so weit!‘

Arzt: ‚So. Ich werde jetzt das Loch im Fünfer mit einem kleinen Bohrer für die Füllung vorbereiten. Es ist nur ein Bohrer und er wird seinen Weg nur in den Zahn finden, also kein Grund zur Aufregung.‘

Patient: ‚Grrrrr! Grrrrr!‘

Arzt: ‚Ja, ich weiß, das ist nicht angenehm.‘

Der Bohrer gibt einen schrillen, hochfrequenten Ton von sich, als er auf Zahnmaterial trifft.

Arzt: ‚So, jetzt ist es gleich vorbei. Die Füllung ist schon vorbereitet. Sie härtet innerhalb von Minuten aus. Trotzdem möchte ich Sie bitten nach der Versiegelung durch meine Assistentin erst einmal vier Stunden nichts zu essen.‘

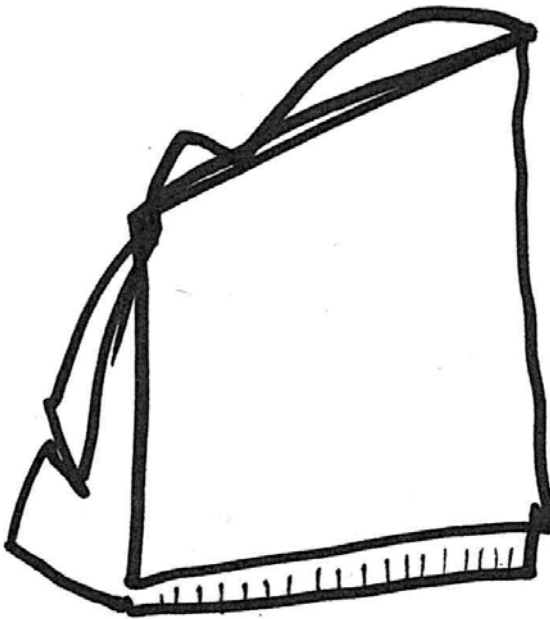
Der Arzt setzt sorgsam die Füllung und härtet mit einem kleinen Fön nach.

Assistentin: ‚So, jetzt kommt noch die Versiegelung und dann sind wir fertig!‘

Patient: ‚Grrrrr!‘

Assistentin: ‚Gut! Das wars! Jetzt noch Interesse an Zahnseide oder Knochensplittern?‘ Nein? Gut, dann lassen Sie sich doch bitte an der Rezeption noch einen neuen Termin geben und dann sehen wir uns in 30 Jahren. Viel Glück mit Minas Tirith und immer gut auf Elbepfeile achten!‘

Bilderwitze



die handtasche von paris hilton
von den medien registert
nicht so von der handzeichnung

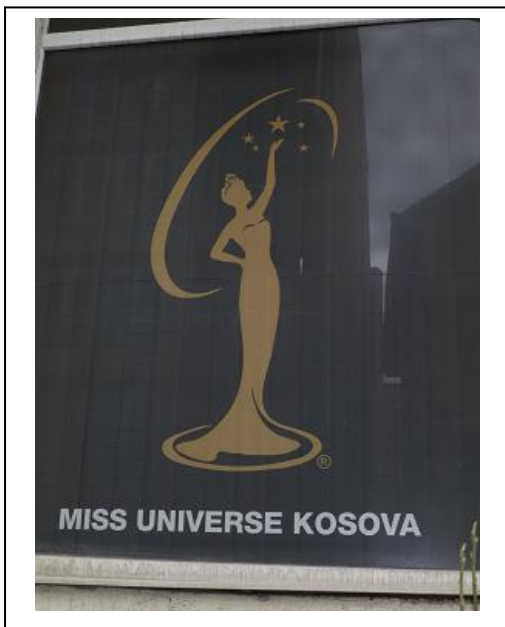
Thomas Glatz

Cpt. Kirk &, Teil 1

Cpt. Kirk & der Dönerverkäufer

Kirks Verhältnis zum Döner kann man als ungeklärt bezeichnen. Überhaupt Essen auf der ersten Enterprise. Kommt selten vor. Da wird gekämpft, navigiert und gelitten, aber selten gegessen. Wahrscheinlich hatten die Drehbuchautoren keine gute Idee zum Thema Essensmanagement auf jahrelangen Weltraumreisen. Den Replikator, der das Thema dann schließlich komplett entfremdet, leistet sich erst die neue Serie ‚Das nächste Jahrhundert‘, in dem Kapitän Jean-Luc Picard die aufgepimpte Enterprise führt. Ein Casino mit einem echten außerirdischen Dönerverkäufer namens Neelix dann erst die Spinn-Off-Serie ‚Raumschiff Voyager‘. Der darf dann wieder richtig vor sich hin kochen. Mit echten Zutaten und echter Wärmebehandlung von Speisen. Alles natürlich im 90er-Jahre clean. Da würde man sich doch über eine echte Dönerbude auf dem Zwischendeck der alten Enterprise freuen.

Kommunikationsversuche XV



- Fuchstal-Asch (DE), 2013
- Bad Wörishofen (DE), 2013
- Prishtina (RS), 2013
- Prag (CZ), 2013
- Berlin (DE), 2013



Thomas Glatz

Auf dem Jahrmarkt

Aufgrund persönlicher Umstände, auf die ich hier nicht näher eingehen will, sehe ich mich Anfang der neunziger Jahre genötigt, mir neben meinem regulären Job ein zweites berufliches Standbein zu schaffen. Deshalb versuche ich mich an den Wochenenden als Jahrmarkthändler in Sachen Silber- und Steinschmuck. Edelsteine und Mineralien haben mich schon immer fasziniert und ich hatte mir einiges darüber angelesen und will mir diese Vorkenntnisse zunutze machen. Ich verstehe mich als ein fahrender Juwelier, der sich durch Qualität und Ästhetik seines Schmucks vom gängigen Jahrmarktsangebot unterscheiden will. Darin sehe ich eine vielversprechende Marktnische. Auch meine Roh-Mineralien und Kristallstufen sind handverlesen und darunter sind immer wieder schöne Stücke, die auch für den ernsthaften Sammler interessant sein könnten. Die Geschäfte laufen zufriedenstellend. Aber sie ließen sich noch deutlich steigern. Mir wird schnell klar, dass auf einem Jahrmarkt Schmuck nicht gleich Schmuck ist; besonders, wenn da Steine mit im Spiel sind. Meine Steinanhänger sind nicht einfach, wie ich dachte, ein hübsches Accessoire und ein kleiner, preiswerter Luxus an einem sonnigen Sonntagnachmittag. Nein. Diese Steine tragen noch ganz andere Werte in sich, von deren Existenz ich bis dato nichts gewusst und von denen ich keine Ahnung habe. Magische Heilkräfte, die angeblich in meinen Steinen schlummern und für die es besonders in Gegenden katholischer, glaubensseliger Prägung großen Bedarf zu geben scheint. Immer wieder bekomme ich von eingeweihter Kundschaft Aufklärungsunterricht in Sachen Talisman und Amulette, Kraftquelle und Glücksbringer. Und anerkennend wird mir immer wieder versichert, welch ein reiches Reservoir an magischem Zauber ich hier auf meinem Marktstand liegen habe.

Für mich ist das blanker Hokusfokus. Mir will sich nicht erschließen, wie ein grüner Aventurin (ein derber Quarz) Stress und Schlafstörungen beheben und vorbeugend gegen Arteriosklerose wirken soll. Diese Art Magie erscheint mir zu platt, als dass mir dazu irgendetwas Geistreiches einfallen könnte. Ich habe Skrupel, den Schamanen zu spielen. Andere Jahrmarkt-Kollegen aus der Steinebranche haben diese Bedenken nicht. Besonders ein Kollege ist in diesem Sinne sehr erfolgreich. Nennen wir ihn X. Er ist nicht nur ein eloquenter Verkäufer. Er ist auch ein begnadeter Schauspieler. Er ist locker modern gekleidet, trägt Brille und sein Haar gepflegt und hat ganz und gar nichts von einem wuscheligen Esoteriker, der er ja auch nicht ist. Das beweist er durch die Anekdoten, die er im Kollegenkreis gerne zum Besten gibt. Einen Stein gegen die Blähungen des Onkels und einen gegen die schlechte Laune der Tante? Kein Problem. Einen Stein gegen den Liebeskummer der Kusine, der aber heimlich wirken muss, weil die Kusine selbst ja an nichts glaubt? Hat er natürlich parat samt schlüssigem Vortrag über das Wechselspiel von Autosuggestion und unmittelbarer Wirkung, die besonders den etwas teureren Steinsorten a priori innewohnt. Er ist der beste Schamanen-Darsteller weit und breit und macht von uns allen mit Abstand das beste Geschäft.

Sonntagsmarkt in einem kleinen Marktflecken westlich von Augsburg. Ein milder Frühlingstag. Die Haupt- und Durchgangsstraße ist für den Markt gesperrt. Es gibt eine weiträumige Umleitung. Es ist keine reiche Gegend hier, aber trotzdem ein bekanntermaßen guter Markt dank relativ intaktem, bäuerlichem Umfeld. Den Ortskern säumen schmale Häuser von zwei, drei Stockwerken Höhe. Ein paar Läden. Bäckerei, Metzgerei, ein Drogerie-Markt. Von einigen Hausfassaden bröckelt der Putz.

Ich bin heute der einzige Steinhändler auf dem Markt, was ein gutes Geschäft verspricht. Schon am Vormittag wird zu meinem Vergnügen ordentlich gekauft. Fast bereue ich, dass ich nicht eine meiner Töchter mitgenommen habe, die hin und wieder gerne auf Jahrmärkten mithelfen, um ihr Taschengeld aufzubessern. Zur Spitzenzeit am Nachmittag habe ich alle Hände voll zu tun. Etwas abseits sehe ich eine kleine Familie stehen. Vater, Mutter und eine etwa zwölfjährige Tochter. Sie warten, bis es ruhiger wird vor meinem Stand, dann treten sie näher. Es sind offensichtlich Bauersleute aus einem der umliegenden Dörfer. Ich meine, das an ihrer Kleidung zu erkennen. Auch das Mädchen unterscheidet sich in ihrem braven Rock und der gebügelten Bluse von der Teenager-Szene hier vor Ort, die bevorzugt in Jeans, T-Shirt und dicker Sonnenbrille daher kommt.

Die Mutter wagt sich heran. Vater und Tochter bleiben einen Schritt dahinter. Sie habe gehört, sagt die Mutter, dass diese Steine, die ich verkaufe, ganz bestimmte Wirkungen haben. Jaja, erwidere ich ahnungsvoll, aber in erster Linie sind sie einfach nur schön. Dem stimmt die Mutter zu. Aber sie ist vorderhand an den Wirkungen interessiert. Sie beugt sich über den Verkaufstisch zu mir her, als wollte sie mir ein Geheimnis ins Ohr flüstern. Mit gesenkter Stimme vertraut sie mir an, dass ihre Tochter große Probleme in der Schule habe. Ganz schlechte Noten, so dass zu befürchten sei, dass sie noch nicht einmal die Hauptschule schafft. Sie bräuchte Hilfe und nun suche sie, quasi als letzten Ausweg, einen Stein, der in so einem Fall hilfreich sein könnte. Vielleicht gäbe es da ja was. Sie sucht nach Worten. Ich erkläre ihr kurz und nüchtern, dass man den Steinen ja allerhand Wirkungen zuschreibe, aber von einem Stein gegen schlechte Zensuren wäre mir noch nichts zu Ohren gekommen. Den gibt es nicht. Gegen schlechte Noten hilft in erster Linie intensives Lernen, höre ich mich sagen.

Dass sie sich halt ein bisschen besser konzentrieren kann und sich ein bisschen mehr für die Schule interessiert, fährt die Mutter fort. Sie habe da mal ein Buch über indische Medizin gelesen. Vayurveda. Darin ist gestanden, dass es bestimmte Steine gibt, die ...

Ayurveda heißt das. Das ist ein traditionelles, indisches Medizinsystem. Wissen Sie, sage ich, wenn Ihnen hierzulande ein Jahrmarkthändler irgendetwas über die Heilmethoden des Ayurveda erzählen will, glauben Sie ihm kein Wort. Ayurvedische Medizin erfordert in Indien ebenso ein Studium, wie man auch hierzulande ein abgeschlossenes Studium braucht, um als Arzt oder Psychologe praktizieren zu dürfen. Sonst könnte ja gleich jeder, der mal ein Biologiebuch in der Hand gehabt hat, als Arzt arbeiten. Ich kann mich da echt aufregen. Ich will verdammt nochmal ein ordentlicher Schmuckhändler sein und kein Fetisch-Dealer.

Die Mutter ist so sprachlos vom Verlauf ihres Besuches an meinem Stand, dass sie gar nicht mehr groß nachhakt von wegen Ayurveda, Psychologie und so. Sie hat ja nur gemeint. Die Tochter probiert inzwischen meine Silberringe an, was mich ziemlich nervös macht. Es ist erst ein paar Wochen her, als ich mit einer älteren Dame ein Gespräch führte und im Augenwinkel eine aufgekratzte Teenager-Clique mit meinen Silberringen hantieren sah. Als ich ihnen einen kurzen Moment lang den Rücken zukehrte, waren sie auch schon allesamt verschwunden und mit ihnen ein gehöriger Teil meiner Ringe. Seither bin ich auf der Hut. Resolut beende ich deshalb unser Gespräch mit dem Hinweis, dass es einen Stein gegen schlechte Schulnoten nicht gibt. Tut mir echt leid.

Enttäuscht verlässt die Mama, flankiert von Mann und Tochter, meinen Stand und nimmt die gut und gerne dreißig Mark wieder mit, die sie bereit gewesen war, hier bei mir in den schulischen Erfolg ihrer Tochter zu investieren. Worüber ich mich den Rest des Tages ärgere. Mir wird klar, wie sehr ich mir selbst schade, wenn ich mich so fundamentalistisch als Aufklärer betätige.

X hätte sich einen Teufel um die Glaubensdemut einer Bauersfrau geschert und noch weniger um deren Aufklärung. Der hätte einfach das getan, wofür er hergekommen ist. Der hätte der guten Frau einen blauen Chalcedon gegen das Maulfaule verkauft, dazu einen klaren Beryll für die Konzentration und eine traumhaft schöne Kugelmücke aus wunderbarem Larimar für die Aufnahmefähigkeit im allgemeinen. Und vielleicht hätte eine Steinkette bei dem Mädchen auch tatsächlich etwas bewirkt. Wer weiß? Hätte sie vielleicht, wie ein Knoten im Taschentuch, daran erinnert, dass sie jetzt besser mal ein bisschen lernen sollte, anstatt gedankenverloren am Schreibtisch über die Wiesen und Felder vor ihrem Fenster zu blicken und von einem hübschen Prinzen zu träumen, der da auf einem herrlichen Rappen aus dem Wald sprengt, um sie zu retten.

Dieser Zwischenfall gibt mir zu denken. Ich bin bereit, Konzessionen an den Markt zu machen und mich in einem gewissen Rahmen dem Druck der Nachfrage zu fügen. Ich schreibe also den Steinkrimskrams übersichtlich auf einen Bogen Papier, schweiße ihn regensicher ein, und reiche es dem potentiellen Kunden über den Tresen, wenn ich wieder einmal nach einem ganz speziellen Stein für einen ganz speziellen Zweck gefragt werde.

Vielleicht darf man das auch alles nicht zu eng sehen, wo doch ein Marktler, ein Fierant, ein gutes Stück auch der Unterhaltungsbranche zugehörig ist. Ein Entertainer mit einem Augenzwinkern.

Im Gegensatz zu Pfannen, Socken oder Kittelschürzen ist Schmuck, speziell der auf einem Jahrmarkt angebotene, keine alltagsnotwendige Gebrauchsware. Es ist einfach nur Mode-Schmuck, dessen Attraktivität verknüpft ist mit dem Charme der Person, die ihn feilbietet. Einem Sockenhändler sieht man seine schlechte Regenlaune schon mal nach, wenn man dringend Socken braucht. Nicht so einem Schmuckhändler. Der muss gut gelaunt sein, wenn er ein Geschäft machen will. Sympathisch und ansprechbar muss er sein. Er muss charmant sein, wie es von einem guten Kaufmann mit vorwiegend weiblicher Klientel durchaus erwartet werden kann. Und Humor soll er haben.

Aber der kann einem manchmal auch gründlich abhanden kommen. Hin und wieder wird man Zeuge recht trauriger Vorkommnisse, die fassungslos machen, weil man sie mit ansehen muss, ohne etwas an ihnen ändern zu können.

Marktsonntag in einer größeren Marktgemeinde im Zusamtal. Der Tag fängt schon schlecht an, weil ich verschlafen habe. Gehetze. Ich bin zu spät dran. Als ich endlich in Z. ankomme, sind die guten Standplätze auf der Hauptstraße bereits allesamt vergeben und der Marktmeister bietet mir und zwei weiteren Kollegen einen Notplatz an; abseits gelegen auf einem kleinen Parkplatz hinter der Sparkasse, der heute eh nicht als solcher benutzt werden darf. Ein Hinterhof quasi, in den sich kaum jemand verirrt und der nur durch eine enge Zufahrt zugänglich ist. Ein richtig schlechter Platz. Vorne auf der Hauptstraße brummt das Geschäft, da flaniert in der Sonne die Welt dahin. Bei uns hingegen ist es schattig und ärgerlich ruhig. Jeder, der von der Straße in unsere Zufahrt einbiegt, wird schon

von weitem willkommen geheißen von drei hungrigen, verkaufslüsternen Augenpaaren. Viele drehen deshalb auch gleich wieder ab.

Nicht so die hagere Frau und der kleine Bub, die durch die Zufahrt in unsere Enklave hereinspazieren. Die Frau ist Mitte Dreißig und der Junge vielleicht 8 oder 9 Jahre alt. Als sie näher kommen, sieht man, wie ärmlich beide gekleidet sind. Mutter und Kind. Das Gesicht der Frau ist hohlwangig und verhärtet. Und das Gesicht des kleinen Jungen disharmonisiert auffallend mit seiner Körpergröße. Es wirkt erwachsen und dadurch auf diesem kleinen, kindlichen Körper fast greisenhaft. Wir wollen nichts kaufen, sagt die Mutter. Der dumme, dicke Bub will sich nur ein bisschen ihr Zeug anschauen. Nun, der Bub ist sichtlich nicht dick und vermutlich ist er auch nicht dumm. Aber er macht einen sehr traurigen Eindruck. Das ist nicht zu übersehen. Da sehe ich mich als guter Jahrmarkt-Entertainer natürlich sofort in der Pflicht.

Er schaut sich die Steine an. Ich erkläre ihm, wie sie heißen und woher sie kommen; diese glitzernden Kristallstufen, die in Kinderaugen so unglaublich wertvoll aussehen. Amethyst, Pyrit, Bergkristall, Achat. Der Junge fragt nichts und sagt nichts und hört mir ohne eine Regung zu. Um ihn ein wenig aus der Reserve zu locken, frag ich ihn, ob er sich schon mal mit Edelsteinen befasst hat. Damit kennt sich der dicke, dumme Bub nicht aus, er will sich das nur anschauen, bemerkt die Mutter mit feindseligem Unterton, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Naja, dafür ist er ja auch auf dem Jahrmarkt. Schau mal, ich hab hier ne Lupe, damit kann man sich die Steine viel besser anschauen. Ich reiche ihm die Lupe über den Tisch und er nimmt sie. Wieder ohne eine Regung. Ich halte ihm meine schönste Achatdruse hin, damit er sie sich näher anschauen kann. Geben Sie das dem dicken, dummen Buben besser nicht, der schmeißt das nur runter und dann ist es kaputt. Statt den Stein zu nehmen, reicht mir der Junge mit leerem Blick die Lupe zurück. Ein Blick wie ein lautloser Schrei. Ich bin entschlossen, sie zu unterbrechen, wenn sie das Kind, das total eingeschüchtert und verletzt wirkt, noch einmal einen dicken, dummen Buben nennt.

Grußlos gehen sie weiter. Zwei Gestalten, die aneinander leiden und gebunden sind. Kurz schaut der Junge noch einmal zurück zu meinem Stand. Die Augen eines Greises. Ohne auf andere Kinder zu achten, an der Seite seiner einsamen Mutter, läuft er weiter über diesen trostlosen Jahrmarkt. Hin zu einem anderen Marktstand, wo er ein weiteres Mal der Welt als eine dicke, dumme Plage vorgeführt wird, schuld an all der Armut und dem Elend.

Als Markthändler, der Erfolg haben will, beobachtet man natürlich seine Kunden und versucht, sie in geschäftlicher Hinsicht zu klassifizieren. Man lernt, dass Leute in solider, teurer Kleidung eher schlechte Jahrmarktkunden sind. Man lernt, wie unterschiedlich die Familienkonstellationen sind. Hier hat die Frau das Geld in Verwahrung, dort hat es der Mann. Man bekommt einen Blick für derlei Dinge. Man sieht, wie widerwillig so mancher Gatte den Jahrmarktbummel erträgt und seinem Weizenbier im Garten nachgrantelt. Für Alleinerziehende dagegen, Mütter vor allem, scheint so ein Jahrmarkt gerade in abgelegenen Gegenden oft eine beschwingte Abwechslung vom Alltagseinerlei zu sein.

Das ist im Fall des traurigen, kleinen Jungen definitiv nicht der Fall und man fragt sich, wo der Vater dieses Kindes abgeblieben ist. Warum er nicht da ist, um der überforderten Mutter zu helfen. Und seinem Sohn.

Ganz allgemein kann man sagen, dass es mit den Vätern an sich schon ein rechtes Kreuz ist. Es gibt sie begrifflich ja auch noch gar nicht so lange. Die Mutter gibt es seit Menschengedenken. Aber der Vater ist relativ neu in der Menschheitsgeschichte. Zigtausend Jahre ist man komplett ohne ihn ausgekommen. Eine erste Ahnung von ihm bekommt man, als man feststellt, dass es einen Zusammenhang zwischen Kopulation und Geburt gibt. Bis aber der biologische Erzeuger auch als rechtlicher Vater ins Licht der Geschichte tritt, dauert es noch eine ganze Weile.

Man hat auf diesem Jahrmarkt ja jede Menge Zeit für allerlei Gedankenspielerien und darum nehmen wir mal an, dass im ausgehenden Mesolithikum auch hier im Zusamtal Menschen unterwegs waren. Sagen wir mal vor grob 7000 Jahren. Dichter Wald soweit das Auge reicht. Die Bandkeramik ist bereits donauaufwärts unterwegs und es wird nicht mehr lange dauern, bis sie auch hier ankommen wird.

In einer Auenlichtung an der Zusam hat sich gerade eine kleine Sippschaft niedergelassen. Der Wald wimmelt von jagdbarem Material. Wildschwein, Auerhuhn, Reh, Hirsch. Nüsse, Beeren und Pilze gibt es im Überfluss. Ein guter Platz zum Jagen, zum Sammeln und zum Kinderkriegen. Man beschließt, hier etwas länger zu bleiben und baut eine Hütte für die Frauen und die Kinder. Daneben eine weitere für die Männer, die Jäger, die auch für den Schutz der kleinen Gemeinde zuständig sind. Eine Zeit lang lässt es sich hier komfortabel leben. Aber irgendwann dann lassen wie immer die Erträge aus dem Wald nach. Das Wild zieht sich zurück und es wird immer mühseliger, Jagdbeute ins Dorf zu schaffen. Der Fisch und das Gemüse hinterm Frauenhaus allein genügen nicht, um alle satt zu bekommen. Man denkt ans Weiterziehen. Ein paar kräftige junge Burschen, Brüder, denen ordentlich das Fell juckt, ziehen schon mal los, um zu erkunden, wohin die Reise gehen könnte.

Nach ein paar Wochen sind sie zurück. Sie haben einen Sack Körner im Gepäck, ein paar Kühe und eine unglaubliche Räuberpistole, in der sie erzählen, wie sie zu alledem gekommen sind. Mit Kraft und Geschick verhindern sie nun, dass die Viecher an Ort und Stelle geschlachtet und gefressen werden, denn sie haben auch eine große Idee mitgebracht. Man will in die Viehzuchtbranche einsteigen.

Und siehe da, sie haben das Glück des Tüchtigen. Es funktioniert. Die Rindviecher vermehren sich und produzieren somit den Grundstock für den ersten Bauernhof im Zusamtal.

Nehmen wir mal weiter an, dass die Brüder fortan gern gesehene Gäste in der Frauenhütte sind. Nicht nur wegen ihrer unerschöpflichen Quelle an Fleisch. Sie sind insgesamt auch ausgeruhter, hübscher und aufmerksamer als die müden Jäger, die da tagelang durch die Wälder streifen für einen Korb Pilze und ein paar Hasen.¹⁰ In unserem schwäbischen Dorf tummeln sich in Folge also viele Kinder, die dem einen oder dem anderen Bruder wie aus dem Gesicht geschnitten sind. Und gerade deshalb wird es kompliziert, als die erfolgreichen Gebrüder irgendwann sterben. Nach alter Tradition geht der Besitz eines verstorbenen Mannes, in der Regel ein paar Klingen, eine Steinaxt, ein Speer, an die nächste Verwandtschaft über. Das sind dank der gemeinsamen Mutter in erster Linie die Geschwister. Falls da-

¹⁰ Eine an der Mainzer Joh. Gutenberg Universität erstellte Studie kommt zu dem Ergebnis, dass über einen Zeitraum von ca. 2.000 Jahren in Mitteleuropa Parallelgesellschaften von Wildbeutern und Bauern existierten. (Vgl. Bollongino, Ruth et al. – 2000 Years of Parallel Societies in Stone Age Central Europe, 11. Oct. 2013). In dieser Studie konnte ein vielfältiger Austausch zwischen diesen Parallelgesellschaften belegt werden; u.a. auch, dass es ‚Einheiraten‘ weiblicher Angehöriger der Wildbeuter in Bauerngesellschaften gegeben hat, während sich keine genetischen Linien der Bauernfrauen bei den Jäger-Sammlern finden, weil, so ergänzt der Anthropologe J. Burger, Bauernfrauen die Einheirat in Wildbeutergruppen als sozialen Abstieg empfanden.

runter auch eine Schwester ist, so gehören dazu auch deren Kinder. Angenommen, die Brüder hinterlassen eine Schwester samt Kinder. In deren Besitz gelangt nun ein unglaublich wertvoller, wiederkäuender Berg aus bestem Fleisch.

Ausgerechnet die eingebildete Schwester führt nun das Szepter über diese profitable Unternehmung. Das bedeutet für etliche andere Frauen samt Anhang nun erst einmal das Ende einer komfortablen Versorgung. Das sorgt für böses Blut, wo doch wohl bekannt ist, dass die Direktoren des Rindermastbetriebes definitiv Erzeuger etlicher Kinder hier im Dorf sind. Sie, die sie doch auf so gutem Fuße waren mit den Brüdern und mit angepackt haben im Betrieb, sollen nun mit leeren Händen dastehen. Und ihre vielen Kinder auch. Das ist lieblos. Das ist nicht recht. Das soll sich ändern. Und wie man weiß, geschieht dies auch. Ein Mann wird also zukünftig nicht mehr nur mit seiner Mutter und seinen Geschwistern verwandt sein, sondern vor allem und in erster Linie mit seinen leiblichen Kindern. Aus einem Onkel wird ein Vater, der als solcher nun auch hier in diesem schönen, romantischen Tal die Bühne der Welt betritt.

Somit gehört ein Kind nunmehr also zwei Menschen an. Der gebärenden Mutter und dem zeugenden Vater. Und es ist nur folgerichtig, dass sich das Verhältnis dieser beiden Bezugspersonen zueinander verändert, wo sie doch nun durch ein Kind miteinander verbunden sind. Eine besondere Verbundenheit, die neue Regeln erfordert und die man fortan Ehe nennt. Hierin verpflichtet sich der Vater zur Versorgung von Mutter und Kind. Und sie leistet ihm den Muttereid, demnach all ihre Kinder ihm angehören sollen. Was im Laufe der Zeit und im Wandel der ökonomischen Bedingungen allerdings einige Probleme aufwirft hinsichtlich der richtigen Zuordnung der Kinder, die besonders in Zeiten der Ressourcenverknappung bedeutsam wird. Die Anzahl der zu versorgenden Kinder soll sich bitteschön primär auf die aus eigener Produktion beschränken. So ein Kind kostet ja schließlich auch Geld. Man bastelt deshalb weiter an dem neuen Regelwerk, damit die neomodischen Gepflogenheiten trotz aller Unwägbarkeiten auf verlässlichem Boden stattfinden können.

Es werden zu diesem Zwecke Vereinbarungen getroffen, Verordnungen in Tontafeln geritzt, Gebote in Berge von Stein gemeißelt¹¹, um dann fest gehalten zu werden auf Pergament und Papyrus als ehernes Gesetz, das im Grunde in all seiner Vielfalt einem Problem geschuldet ist, das der Amerikaner treffend wie folgt beschreibt: Mama´s Baby, Daddy´s Maybe.

Deshalb wird aus der Ehe schon bald sehr viel mehr als nur eine rechtliche Versorgungsvereinbarung. Sie wird in besonderem Maße auch eine Kontrolleinrichtung über die weibliche Reproduktionsfähigkeit. Vertrauen ist schön und gut, Kontrolle wird aber, wie wir wissen, vorgezogen. Keuschheitsgürtel, draconische Strafen bei Ehebruch, Beschäftigungsverbot für Ehefrauen sind unter vielen anderen beredte Zeugnisse dieser dunklen Seite der Ehe. Wenn uns in unseren Schulen eingebläut wird, dass die Familie die Keimzelle von Staat und Gesellschaft ist, beschreibt das trefflich den Umstand, dass sich aus den ersten Familienregeln der Neusteinzeit die Rechtssysteme der Gegenwart entwickelt haben.¹²

So ist es auch nicht verwunderlich, dass in der westlich geprägten Welt bis zum heutigen Tag überall ein Kernsatz des Römischen Rechts Geltung hat, der da lautet: Mater semper certa est, pater est,

¹¹ Siehe ‚Die Bibel‘ - div.

¹² Siehe Engels, Friedrich –Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats, 1884.

quem nuptiae demonstrant (die Mutter ist immer unzweifelhaft, Vater ist der, den die Heirat (mit der Mutter) als solchen ausweist).

Aber mit diesem rechtlichen Grundmuster, das Jahrtausende überdauert hat, wird es nun über kurz oder lang zu Ende gehen. 1984 (ausgerechnet) entdeckt der Biochemiker Alec Jeffreys beiläufig den DNA-Test, der schon wenige Jahre später auch in Deutschland als Beweismittel in einem Strafverfahren anerkannt wird. Mit diesem Test lassen sich aber nicht nur Straftäter überführen, sondern auch Vaterschaften positiv nachweisen. Ein Vater bräuchte also nach dem heutigen Stand der Technik kein ‚Maybe‘ mehr sein, sondern ließe sich seinen Kindern ebenso unzweifelhaft zuordnen wie die Mutter. Die Rechtsgrundlage, auf der die meisten Gesellschaften weltweit gewachsen sind, hat einen tiefen Riss bekommen.

Was bedeutet das nun? Welches gesellschaftliche Gewicht wird diese technische Möglichkeit bekommen? Wird sich das Verhältnis von Mann und Frau mit all seinen Implikationen ein weiteres Mal grundsätzlich verändern? Werden sich die Väter (hinsichtlich der Kinder) emanzipieren? Werden Familienstrukturen, wie wir sie kennen, insgesamt obsolet werden? In welche Richtung wird sich der Widerspruch von Datenschutz und Persönlichkeitsrecht auflösen und wie wird sich diese Entwicklung auf den Gender-Diskurs, die Rechtssysteme und die ökonomischen Verhältnisse auswirken?

Was auch immer sich da zusammenbraut, für den traurigen Jungen, der jetzt an der Hand seiner Mutter wieder im Jahrmarktsrummel auf der Marktstraße verschwindet, wird all das wohl keine Rolle mehr spielen. Aber vielleicht tut es das bereits, wenn er erwachsen und selbst ein Vater geworden ist.

Gerhard Lassen

Gut gelaunte Anarchisten

Seit den Kassenerfolgen der Pixar-Studios sind Computeranimationsfilme auch als abendfüllendes Kinoformat im Mainstream angekommen. Der Medienmulti Universal schickt dabei einen grantigen Mann mit wuchtiger Figur und dünnen Beinen ins Rennen. In ‚Ich – Einfach Unverbesserlich‘ eins und zwei wandelt sich die Hauptfigur Gru vom engagierten Superschurken zum liebenden Familienvater und Weltretter, der nach wie vor Spaß an Action hat.¹³ Große Pläne brauchen aber eine große Infrastruktur. Und die wird im Fall von Gru von einem Heer kleiner gelber Schergen am Laufen gehalten. Die sogenannten Minions schauen aus wie die gelben Behälter aus Überraschungseiern, tragen meistens Mechanikerlatzhosen und beschäftigen sich mehr oder minder erfolgreich mit destruktivem Technikram. Folgt man den Charakterbeschreibungen aus dem Internet ist das ihr evolutionäres Schicksal: Bösewichtern dienen und Scheiße in die Luft sprengen.¹⁴

Aus karrieretechnischer Sicht ist dabei ungünstig, dass der letztere Trieb, den ersteren immer wieder unterläuft. Die Minions haben einfach zu viel Unsinn im Kopf um konsequent Böse zu sein. Die instrumentelle Vernunft, die große Missetaten nun einmal braucht, wird immer wieder von einem pubertä-

¹³ Es ist in Teil eins vor allem die Geschichte einer Bekehrung durch drei Waisenkinder, die der eh schon schrullige Schurke eigentlich als Mittel in seinem Kampf gegen einen Mitkonkurrenten einsetzen wollte, die in dann aber in ihrer lebenswerten Unschuld emotional binden und in seiner Sinnstiftung neu positionieren.

¹⁴ Wikipedia: [http://en.wikipedia.org/wiki/Minions_\(film\)](http://en.wikipedia.org/wiki/Minions_(film)), Abschnitt Plot.

ren Spieltrieb unterlaufen; das Lustprinzip ruiniert jede Anwendung von konsequenter Grausamkeit. Selbst das Dienen an sich mag nicht so recht klappen. Die kleinen Schergen¹⁵ lassen sich nur allzu leicht von Bananen, Äpfeln oder Arschkopien auf dem neuen Farbkopierer ablenken. Der unbändige Hang zur Lustbefriedigung und Entertainment ruiniert den autoritären Charakter und führt genauso unintendiert wie regelmäßig zum Sturz des jeweiligen Chefs. Sie sind halt unfreiwillige Anarchos, die Minions. Die Bombe als Bild des klassischen militanten Anarchisten des 19. Jahrhunderts tragen sie dabei auch mal gerne mit sich herum, nur explodieren die selten an der geplanten Stelle. Und wenn's dann brennt engagiert man sich sofort als Feuerwehrdrag-Queen und setzt alles mögliche unter Wasser. An sich soll Technik funktionieren und einem Zweck dienen. Wenn Minions sich in blaue Latzhosen stürzen, ist es vor allem das Scheitern der Technik, auf das sie zwar nicht hinarbeiten, das sie aber mehr als alles andere amüsiert. Nichts ist wirklich gebaut um zu funktionieren, sondern um zu explodieren oder einzustürzen.

Darauf kann man natürlich kein nachhaltiges Imperium des Bösen aufbauen, aber höchst unterhaltsame und liebenswerte Nebencharaktere eines Animationsfilms, die einem zeigen wie anarchische Momente funktionieren können: in einer spielerischen Besessenheit von den eigenen Bedürfnissen, die darüber alle Konventionen und Zwänge vergisst. Vielleicht ist es an der Zeit einen kleinen Minionurlaub vom eigenen Alltagsich zu nehmen.

Aus dem Plattenarchiv

Alice in Chains – Dirt (1992)

Als Alice in Chains groß wurden war eigentlich schon alles vorbei. Wenn man dann den richtigen Ton trifft, ist ein gewisses Maß an Erfolg eigentlich schon vorprogrammiert. Die Entwicklungen der letzten Jahre aufwischen und verdichten – fertig ist die Laube. ‚Dirt‘ fasst auf gefällige Weise zusammen, was die Grunge-Explosion an musikalischem Erbe erzeugt hatte, und setzt dabei auf eine recht plakative düstere Grundstimmung. Es ist die große, aber tragische Geste, gestützt durch eine bombastische und professionelle Produktion, die die Band auf die großen Bühnen geführt hat und die fatalerweise immer geschlossen genug wirkt um nach Produkt zu riechen. So richtig ernst nehmen kann man das nicht – zumindest von einem popkulturellen Standpunkt aus.

Für einen Teil der Band selbst war es wohl ernst. Die Düsternis von Alice in Chains hatte eine reale und zerstörerische Quelle: Heroin. Sänger Layne Staley konnte zwar noch das Nachfolgealbum ‚Alice in Chains‘ aufnehmen, schaffte es aber nicht mehr auf die Bühne und starb 2002 unter elenden Umständen. Für Bassist Mike Starr endete die Zeit mit Alice in Chains schon nach der Tour zum Album. Er wurde durch Mike Inez ersetzt und starb 2011 nach einem Drogenentzug in Salt Lake City.

Auf ‚Dirt‘ bleiben die sich anbahnenden persönlichen Dramen hinter dem polierten Glas einer zeitgemäßen Produktion und hinterlassen einen schalen Nachgeschmack. Es ist eine problematische Forderung, dass der persönliche Mist des Künstlers grundsätzlich in das Werk einzugehen hat um Intensität und Authentizität zu erzeugen. Es gibt genügend Beispiele, in denen Großes nur über Kunstfiguren

¹⁵ Minion (engl.) – Scherge, Lakai.

vermittelt wird; doch dazu ist ein Wille zum Konzept notwendig, der stark genug ist von der eigenen Person und den kommerziellen Rahmenbedingungen zu abstrahieren unter denen man produziert. Das war nicht das Ding von Alice in Chains. Das Drama der eigenen Existenz, gefiltert und modifiziert durch die Büros und Veröffentlichungsmaschinen eines Medienunternehmens ist der Grundton von ‚Dirt‘. Das reichte 1992 für Mehrfachplatin, aber nicht für Musik, die 20 Jahre später noch bewegt.